

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 4 (1928-1929)
Heft: 4

Artikel: Mein Onkel Benjamin
Autor: Segel, Olga
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065029>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



M
e
i
n
Onkel
Benjamin

Zürich, den 6. Juli 1863.
Liebe Mutter und Schwester!
Der mein Wort wünscht,
daß ich Euch einen Brief schreibe,
will ich meinen Wünschen
folgen lassen und grüße
Euch herzlich von
Eurer liebenden
Tochter und Schwester

Von
Olga Segel

Diesen Brief meines Onkels fand ich, als wir nach dessen Tode sein Haus aufräumen mussten; er hatte ihn mit 17 Jahren geschrieben. Auch noch ein altes Tagebuch kam zum Vorschein. Über eine Eintragung musste ich herzlich lachen. Da stand unter dem 12. Juli 1899: «Heute mit Padruot Salzgeber eine schreckliche Hausputzerei (*pulizia terribile*) abgehalten. Angefangen zu oberst im Haus, alles Unnütze durch den Heustall hinuntergeworfen und zuletzt angezündet. Hallelujah!»

Leider wurde diese Prozedur in Onkels spätern Lebensjahren nicht mehr durchgeführt, und dabei wäre es bitter notwendig gewesen, was ich erst nach seinem Tode richtig ermessen konnte. Meine Tante und ich mussten etliche Tage arbeiten, bis wir überhaupt in den dritten Stock gelangen konnten, denn sogar die Treppen waren überhäuft mit alten Zeitungen und «Ueber Land und Meer». Beim Anblick dieser alten verstaubten Bände wurde ein Stück Jugendgeschichte

in mir wach. Damals hatte ich solche Bände in unsern «Sommersalon», den mir der Onkel eingerichtet hatte, geschleppt, eifrig gelesen und auf meine Weise verstanden. Der «Sommersalon» war eine alte baufällige Holzlaube, mit einer grünen Bank, einem Holzlehnsessel und einer alten Truhe, auf der gewöhnlich ein farbenfroher Feldblumenstrauß stand, ausgestattet. Zum Schutze gegen Wind und neugierige Blicke hatten wir auf der einen Seite eine Heublache gespannt. Die Längsseite bot eine überaus liebliche Aussicht über sanfte grüne Hügel. Da las ich denn die Geschichte vom wunderschönen armen Mädchen, das eine reiche Gräfin wurde und dann einen perlgrauen Abendmantel besass. Was habe ich mir doch über das Aussehen dieses Kleidungsstückes den Kopf zerbrochen! Dass mit «perlgrauem Abendmantel» nicht gut eine graue Lodenpelerine gemeint sein könne, war mir denn doch so langsam aufgedämmert, konnte aber zu keiner vollen Erleuchtung führen. In einem andern Roman besuchte ein junges Mädchen den Erwählten ihres Herzens in seiner Wohnung. Dabei war so rührend schön geschildert, wie sie miteinander sein schönes Ansichtskartenalbum durchblättern und zwischen hinein sich an Äpfeln und Nüssen gütlich taten. Bis dahin gefiel mir die Geschichte ausnehmend gut. Da kam aber eine sonderbare Wendung. Der Bruder des jungen Mädchens sagte bald darauf zum Helden der Geschichte: «Sie haben meine Schwester kompromittiert.»

Und nachher drehte sich die ganze Handlung um dieses eine dumme, mir unverständliche Wort. Wie habe ich doch an diesem Wort herumstudiert, ohne es

deuten zu können. Was für eine Niederträchtigkeit dieses Wort in sich birgt, und dass es zu einer Moral gehört, deren oberster Grundsatz «Lass dich nicht erwischen!» heisst, sollte ich allerdings erst viele Jahre später erfahren.

In jener Zeit fragte ich auch meinen Onkel: «Warum hast du denn nie geheiratet?»

Da entgegnete er mit dem ihm eigenen Humor, der irgendwo mit einem verborgenen Zipfelchen an Wehmut streift: «Eigentlich war mein kleiner Hund daran schuld. — Als ich in meiner Jugend in einer italienischen Stadt lebte, fasste ich Neigung zu einem schönen jungen Mädchen. Wie ich dieses an einem Frühlingsmorgen in aller Heimlichkeit besuchte, ging zufällig mein Vater am Gartentor vorbei und sah dort meinen Hund ganz unbeweglich sitzen. Alles Rufen und Locken nützte nichts, der Hund wich nicht von der Stelle. Am nächsten Morgen wiederholte sich dasselbe Schauspiel, und mein Vater wusste nun, dass der Hund auf mich wartete. Ich wurde nun zur Rede gestellt, und plötzlich wurde mir klar, dass eine Heirat weniger als Herzenssache denn als Familienangelegenheit betrachtet wird. Das bedeutete das Ende meiner kurzen heimlichen Liebe. — Aber wer weiss, vielleicht bin ich dem kleinen Hunde zu Dank verpflichtet; denn so kann ich einmal unbeschwert: Welt ade! sagen.» — Dann summte er ein Liedchen vor sich hin:

*Wenn i mal stirb, stirb, stirb,
Müend mi sechs Jungfere trage
Und dabei Zittere schlage:
Alleweil fidel, fidel, fidel,
Traurigsein hat nichts bei meiner Seel.*

Uebrigens besass mein Onkel wieder einen kleinen Hund, und zwar hatte er denselben unter merkwürdigen Umständen erworben. Als er einmal bei uns in einer kleinen Stadt zu Besuch war, sah er an einem Sonntag abend wie spielende Kinder einen kleinen, hässlichen Hund neckten. Mein Onkel fasste augenblicklich Zuneigung zu dem geplagten Tierchen und bot der Frau, die eben hinzutrat und der das Hündchen offenbar gehörte, dafür zwanzig Franken, die Frau war gleich handelseinig, und der glückliche Besitzer reiste am folgenden Tage vergnügt mit seinem Hunde nach Hause. Erst viel später erfuhr er, dass die gute Frau gar nicht die Besitzerin des Hündchens war. Die Hässlichkeit des Tierchens bot natürlich Anlass zu allerlei Neckereien, die mein Onkel treffend zu beantworten wusste. Als einmal eine befreundete Dame lachend meinte: «Aber, mein Herr, Ihr Hund hat ja gar keine Rasse!» entgegnete er ernsthaft: «Was? Sogar mehrere!» Er verdient auch überdies die allgemeine Hochachtung, denn er ist noch dümmere, als es das Gesetz vorschreibt und steht ganz auf seiten der Menschen, die, wenn es möglich wäre, fünfundzwanzig Stunden im Tage schlafen würden.

Mein Onkel gehörte zu den Frühaufstehern. Ich musste es ihm hoch anrechnen, dass er an schönen Sommernmorgen bis sieben Uhr auf mich wartete, wenn er mich zu einem gemeinsamen Spaziergang aufgefordert hatte. Kam ich aber fünf Minuten nach sieben Uhr vor die Haustüre, war der gute Onkel schon ohne mich abmarschiert. Stets nahm er einen Becher mit. Bei jeder Quelle machte er halt und forderte mich zum Trinken auf. Dabei belehrte er mich über Geschmack und Temperatur der verschiedenen Quellen. So wurde ich beinahe zu einem Wasser-Feinschmecker erzogen. Leider, leider verstand sich mein Onkel aber auch ebensogut auf den Wein, und der Sommer des Hochtals, der zu frischen Quellen lockt, war eben kurz im Vergleich zum langen Winter, wo es sich beim stillen Scheine der alten Lampe in der warmen Stube so schön bei einem guten Glase sitzen lässt. Ja, ja —: «Siehe den Wein nicht an, dass er so rot ist und im Glase so schön stehet! Er gehet glatt ein, aber danach...» Das «Danach» kümmerte meinen Onkel eben herzlich wenig.

Der Dorfarzt, der ihn oft ausseramtlich aufsuchte und gern mit ihm plauderte, sagte

einmal ganz unvermutet zu ihm: «Wie wäre es eigentlich, wenn Sie das Trinken ganz aufstecken würden? Ueberlegen Sie sich die Sache bis morgen!»

Als der gute Herr Doktor aber am folgenden Tage gegen Abend wieder vorsprach, war das Zimmer ganz mit Plakaten tapeziert, auf denen gross mit Rotstift Sprüche hingemalt waren. Ueber der Türe prangte:

*Ob ich morgen leben werde,
Weiss ich freilich nicht;
Aber wenn ich morgen lebe,
Dass ich morgen trinken werde,
Weiss ich ganz gewiss.*

Den Wänden nach triumphierte:

*Trink solange der Becher winkt;
Denn gezählt sind deine Tage.
Ob du oben auch noch trinkst,
Das ist eine Frage.*

Der arme Herr Doktor sprach nie mehr ein Wort über Abstinenz.

Als meine Mutter einmal in allem Ernste zum Onkel sagte: «Jetzt ist deine Nase nicht mehr rot, sondern geradezu blau», antwortete er ebenso ernsthaft: «Wenn dir diese Farbe nicht zusagt, kann ich ja trinken, bis sie schwarz wird.»

Was wäre wohl geschehen, wenn der gute Onkel geahnt hätte, dass ich einmal Abstinenz würde? Nun, er hätte vielleicht lachend den Ausspruch einer alten Frau, den er immer wieder herauszulocken verstand und der der Ausdruck tiefster Verachtung und ihr gesamter deutscher Wortschatz war, gebraucht: «Das ist aristokratisch-hundsgemein.»

Ein eigentlich nachahmenswerter Grundsatz meines Onkels lautete: Die Kleidung soll in erster Linie der Behaglichkeit dienen. In frühern Jahren trug er im Sommer einen Tropenhelm aus Bastgeflecht, den ich später mit roter Seide auskleidete und als Arbeitskorb benutzte. Später besass er nur mehr einen Universal-Filzhut. Für den Sommer hatte er links und rechts ein kleines Loch hineingeschnitten, damit der Kopf nicht nur gegen die Sonne geschützt, sondern auch richtig ventiliert werde. Als ich nun triumphierend bemerkte, dadurch dürfte das Ein-Hutsystem erledigt sein, weil sich die Ventilation für unsern harten Winter wohl kaum bewähre, sagte er vergnügt: «Ich bin nicht so dumm, wie du aussiehst! Im Winter verstopfe ich die beiden Löcher einfach mit Siegellack!»

Die Nachthemden des Onkels schienen zur Aussteuer eines Riesenmenschen zu gehören. Das kam daher, weil mein Onkel sie einen halben Meter länger als sein Körpermass anfertigen liess, damit er sich im Winter die Füsse noch schön damit einwickeln könne. Schuhe kaufte er stets mit Doppelsohle und liess dann noch eine bis zwei weitere Sohlen anbringen, damit er nicht die Steine des rauhen Dorfplasters mit den Füssen zählen müsse und im Winter schön warme Füsse habe. Dem Dorfschuster wollten diese Schuhe nie recht einleuchten, und das brachte den Onkel dazu, die Anfertigung eines Paares Pantoffeln jemand anzuvertrauen, der, von keiner Sachkenntnis getrübt, dem Spruche nachlebte: « Chi paga, comanda! » Und das war der Hufschmied des Dorfes!

Damals gab es noch einen Hufschmied in unserm Dorfe; denn das war noch zur guten alten Zeit, als die Fremden in Zwei- und Vierspännern durch unser schönes Tal fuhren und sich in aller Gemütlichkeit Land und Leute beguckten. Ich glaube, mein Onkel hätte sich nicht so leicht damit abgefunden, dass Autler an seiner Türe vorbeisausen, für die oft die schönste Gegend nur so und so viele Kilometer und alles, was des Weges daherkommt, ein Verkehrshindernis bedeutet.

Eine Errungenschaft der Neuzeit hätte mein Onkel aber noch erleben sollen. Die hätte er sicherlich mit Begeisterung aufgenommen und wie selten jemand zu schätzen vermocht, nämlich den elektrischen Staubsauger. Teppichklopfen bedeutete für den alten Mann geradezu eine unethische Handlung. Er fand, es sollte verboten sein, die Nachbarn durch Lärmen und Aufwirbeln von Staub zu belästigen. Jedenfalls ging er mit dem guten Beispiel voran und nagelte sowohl Zimmerteppiche wie Türvorlagen mit langen Nägeln am Boden fest. Eine sogenannte « Teppichkehrmaschine » versah ihren Dienst mehr schlecht als recht, und so kam es, dass mein Onkel von Zeit zu Zeit über den verstaubten alten einen neuen Teppich nagelte. Bei seinem Tode fanden wir in seinem « Salon » nicht weniger als 18 Teppiche verschiedenster Grösse. Die Qualität der Lagen verringerte sich zwar von unten nach oben bedenklich.

Einen Teil des Tages widmete der Onkel der « Kochkunst ». Wenn die Beschäftigung, Essen zu bereiten, bei irgend je-

mandem diesen Titel verdient, so war es unbedingt beim alten Onkel der Fall. Zwar wusste er nicht, wieviel Vitamine und Kalorien in einer Speise enthalten seien; dafür verstand er sich um so besser auf den Wohlgeschmack jedes Gerichtes und konnte nach diesem jedes Pfefferkorn und Gewürzblättchen, das bei der Zubereitung mitgeholfen hatte, berechnen. Rohkost, die Mode unserer Zeit, hätte er wohl höchstens mit Einschluss von geräuchertem Schinken und Bindenfleisch gelten lassen. Er hatte sich in einer Stube des zweiten Stockes einen elektrischen Herd montieren lassen, damit er im Winter bequem von seinem Lehnstuhl aus die ganze brodelnde, schmorende, duftende Herrlichkeit überblicken und jederzeit mühelos mit starker Hand eingreifen könne. Da verirrtten sich denn oft die appetitanregendsten Wohlgerüche bis in die Dorfstrasse, und eines Tages meinte ein Vorübergehender: « Wenn man diesen Duft doch etwas mehr in der Nähe geniessen könnte! »

Mein Onkel forderte ihn freundlich auf, heraufzukommen und lüftete den Deckel einer Kasserolle.

Da rief der gute Mann: « Das ist ja Gemspfeffer, mein Leibgericht! »

Mein Onkel sagte lächelnd: « Nun präge dir den Duft gut ein, damit du noch lange davon zehren kannst und — auf Wiedersehen, Verehrtester! »

Als das Haus des Onkels einmal renoviert, das Werk von den Nachbarn als gelungen betrachtet wurde und die Gerüste schon weggeräumt waren, gab es noch eine allgemeine Ueberraschung. Die Maler errichteten um die Haustüre herum eine Art Verschlag aus Stangen und Sackleinwand, hinter dem sie sich tagelang verkrochen, ohne dass ein Auge erspähen konnte, was denn da noch geschehe. Keine Denkmalsenthüllung konnte mit grösserer Spannung erwartet werden als der Augenblick, in dem das Geheimnis allen Augen preisgegeben wurde. Aber was zeigte sich da! — Der eingefleischte alte Junggeselle hatte links und rechts von der Haustüre einen grossen Storch hinmalen lassen. So eine Gottlosigkeit!

Unter das gleiche Kapitel « Den Nachbarinnen zuliebe » fällt noch eine andere kleine Episode. Als meine Tante einmal von Haus zu Haus ging, um für die Weihnachtsbe-

scherung der Kinder zu sammeln, wurde ihr die Haustüre des Bruders nicht geöffnet, und der gute Onkel rief nur vom Balkon herunter: «Der Teufel hole alle Kollekten und die sich damit abgeben!»

Am gleichen Abend empfing meine Tante aber von ihm, in ein Papierchen gewickelt, eine grössere Gabe. Als sie ihn dann fragte: «Wozu denn dieser Auftritt heute?» meinte er lachend: «Ich wollte doch meinen Nachbarinnen die grosse Freude machen, sagen zu können: «Jetzt weist der alte Racker seiner leibhaftigen Schwester die Türe, um ja keinen Rappen für andere hergeben zu müssen.»

Wen kann es wundern, dass da der alte Onkel so langsam in den Geruch kam, ein gottloser Mensch zu sein! Er wehrte sich jedenfalls gar nicht dagegen, und als ihn eine Frau geradezu interpellierte, ob er denn auch etwas glaube, und was, erwiderte er herzlich: «Ich glaube, dass ein Pfund Rindfleisch eine gute Suppe für eine Person gebe.»

Vielleicht war mein Onkel ein unbewusster Anhänger von Kants Ausspruch: «Es ist durchaus nötig, dass man sich vom Dasein Gottes überzeuge, es ist aber nicht ebenso nötig, dass man es demonstriere.» Einmal, in einer guten Stunde, ging er aus sich heraus und sagte zu mir: «Zwei Menschen, die ich gekannt habe, meine Grossmutter und der alte Dorfpfarrer, waren so

voll von einer geradezu rührenden Güte, dass ich an die Existenz Gottes glauben muss.»

Der Weltkrieg griff auch in die kleine Welt des alten Sonderlings ein. «Ruhe ist das höchste Gut, das man haben kann», war sein häufiger Ausspruch, und gerade dieses höchste Gut wurde ihm übel hergerichtet. In die zwei Stuben im Erdgeschoss, die seit dem Tode der Grossmutter immer geschlossen blieben, wurden während der Grenzbesetzung vierzig Soldaten einquartiert. Was war das für ein Kummer für den alten Mann, der seit so vielen Jahren ganz allein in dem grossen Hause gelebt hatte! Sein einziger Trost war noch der Wein; aber Kummer und Trost taten beide das ihre und führten zum traurigen Ende.

De mortuis nil nisi bene. Das gilt aber nur für die Zeitungsnekrologe, und einen solchen bekam der alte Onkel nicht. Die mündlichen Nekrologe lauteten aber ungefähr: «Der hat zeitlebens nur an sich gedacht und niemandem etwas Gutes getan.»

Kurze Zeit nach dem Tode des Onkels gelangte ein unbeholfener Brief an das Postbureau des Dorfes: «Könnten Sie mir den Namen des alten Mannes mit grauem Bart und schwarzem Käppchen, wohnt etwa im fünften Hause von der Kirche aufwärts, rechterhand, zwei kleine Treppen führen zur Türe, nennen? Während der Grenzbesetzung hat er mir Soldat viel Gutes erwiesen, und jetzt möchte ich ihm noch einmal für alles danken.»

